

In Deutschland, wo diese Vorbildung der allgemeinen Sitte fehlt, dürfte es schwer sein, den spanischen Gebrauch nachzuahmen und nicht selten die größten Unannehmlichkeiten bereiten. Italien und Frankreich stehen in diesem Punkte Spanien viel näher; am weitesten aber ist wohl England von dieser häuslichen Civilisation entfernt, in der Spanien gewiß allen anderen Nationen überlegen ist. Auch hier, in der Venta del puerto Lope ist es mir aufgefallen, wie sonst bei vielen anderen Gelegenheiten, daß für den Deutschen sein Vaterland in Spanien eine Empfehlung ist. Ehe man sie näher kennt, hält man in der Regel alle Fremden für Franzosen, und wer als Deutscher sich zu erkennen giebt, dem wird gewöhnlich der im Tone angenehmer Überraschung ausgesprochene Ausruf: Aleman? in dessen Aussprache man oft ein großes Wohlwollen zu legen versteht, entgegenkommen, mit der Aufforderung, Platz zu nehmen, und es sich bequem zu machen. Mir wenigstens ist es mehrmals so ergangen. Es ist dies wohl nichts anderes, als ein im Volksbewußtsein zurückgebliebener Rest alter Anhänglichkeit an die deutsche casa de Austria, welche Spanien seine größten und geliebtesten Herrscher gegeben hat. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn gegenwärtig ein österreichischer Prinz als Prätendent der Krone Spaniens auftreten wollte, er auf mächtige Sympathieen im Volke rechnen könnte. Der Bourbonen ist man überdrüssig, und wenn auch heute noch das natürliche Rechtsgefühl und der Sinn für das Prinzip der Legitimität die sämtlichen Bewohner der basitischen Provinzen zu



geborenen Carlisten macht, so haben doch Don Carlos sowohl als seine Söhne, man kann wohl sagen durch eigene Schuld, persönliche Sympathieen für immer verloren.

Als die größte Mittagshize vorübergegangen war, verließen wir die Benta, um unseren Weg nach Alcalá fortzusetzen. Erst wenige Schritte waren wir von ihr entfernt, als mir beinahe ein Unfall zugestoßen wäre, der sehr ernstliche Folgen hätte haben können. Wir kamen wiederum an einer Tränke vorbei, woselbst unsere Thiere einen Abschiedstrunk nehmen sollten. José rief mir zu, mein Pferd in den kleinen Corral (von Mauern umzäunten Hof) zu lenken, woselbst das Wasserbehälter befindlich war und zu dem ein niedriger Thorweg den Eingang bildete. Ich beachtete im Augenblick nicht, daß man sich bücken müsse, um zu Pferde, ohne anzustoßen, hindurchzugelangen, und bemerkte diesen Umstand erst, als ich mich bereits dicht vor dem Thor befand. Noch wollte ich das Thier zurückhalten, allein der Instinkt des Durstes in ihm war mächtiger als mein Zügel und es blieb mir nichts übrig, als nach hinten mich zurückzubeugen, die Zügel fallen zu lassen und mir das Gesicht, so gut es anging, mit den Händen zu schützen. Dank meinem Schutzengel, lief das gefährliche Experiment glücklich ab und ich kam für diesmal nur mit einem Schreck und zerkrakten Händen davon, welche die von dem Querbalken des Thorwegs herunterhängenden stachelichten Pflanzen ziemlich übel zugerichtet hatten. Ich konnte dabei nicht umhin, das echt spanische Phlegma meines Mozo im Stillen zu verwünschen, der es unterlassen hatte, die Pferde vor-

her zu tränken, aus dem einfachen Grunde, weil unser Weg selber an der Tränke vorüberführte.

Wir gelangten nunmehr in eine wilde, von Felsblöcken und Korkeichen angefüllte Schlucht, aus der wir auf sehr schlechtem, steinigem Wege wieder eine steile und hohe Cuesta emporklettern mußten, woselbst die Gegend einen großartig wilden Charakter annahm und eine sehr schöne Aussicht auf die Felsen von Moclin, die mit alten morischen Wartthürmen gekrönt waren, und die im Hintergrund prangende Sierra Nevada sich eröffnete. Wir holten hier einen Maulthiertreiber mit seinen Thieren ein, in dessen Gesellschaft wir langsam den steilen, sehr felsigen und unebenen Weg, der nicht breiter als ein schmaler Fußpfad war und am Rande eines tiefen Abgrundes sich hinaufwand, verfolgten, nicht ohne einige Besorgniß von meiner Seite, durch einen Fehltritt des Pferdes in den Abgrund geschleudert zu werden. Doch haben diese, an die andalusischen Gebirgswege gewöhnten Thiere einen so sicheren Tritt, daß man sich ihnen ohne Furcht anvertrauen und sie ihren Weg sich selbst suchen lassen kann. Die prachtvolle Aussicht, die Wildheit der Schlucht, aus der wir emporkamen, und die Bemerkung meines José, die von dem Maulthiertreiber bestätigt wurde, daß an diesem Orte früher viele Räubereien vorgekommen, verlieh diesem Theile des Weges einen eigenthümlichen Reiz, der durch den rauhen Gesang des José, den er zuweilen in kurzen, abgebrochenen Strophen ertönen ließ, und durch das monotone Läuten der Glocke des den Zug anführenden

Maulthieres noch erhöht wurde. Fast ohne allen Pfad ging es dann auf der anderen Seite über große Felsblöcke, zwischen denen die Thiere ihren Weg mühsam sich suchen mußten, wieder hinab. Das Hinabsteigen von einer steilen und steinigen Guesta gehört zu den unangenehmsten und ermüdendsten Parthieen für den Reiter, der, wenn er nicht fest im Sattel sich zu halten weiß, dabei sehr leicht auf den Hals seines Pferdes zu sitzen kommen kann. Wir kamen nunmehr durch einige freundliche, zum Theil angebaute Thäler, in denen wir zuweilen auf Bruchstücken eines camino real reiten konnten, — ohnmächtige, verunglückte und aus Mangel an Finanzen wieder aufgegebene Versuche der Regierung, hier selbst eine fahrbare Straße anzulegen. Weiterhin war der Horizont in allen Richtungen durch öde, wellenförmige Hügel begränzt, die mit Stoppelfeldern bedeckt waren und wenn man zwischen ihnen im Thale dahintritt, einen höchst langweiligen Anblick gewährten. Die Gegend scheint hier außerordentlich fruchtbar zu sein, wie überall in Andalusien, wo die nackten, felsigen Sierras aufhören. Als wir die Höhe des letzten dieser Hügel erreicht hatten, zeigte sich plötzlich das außerordentlich malerisch gelegene Alcalá la Real, am Fuße eines steilen Felsens sich hinaufziehend, der ein prächtiges morisches Castell, La Mota genannt, trägt, das sich äußerlich noch weit stattlicher als der Alhambra in Granada präsentirt, und dessen malerische Umrisse sich scharf auf dem Abendhimmel abzeichneten. Eine breite, ganz neue Straße führte uns in das rings von wellenförmigen, mit Kornfeldern

bedeckten Hügeln umgebene Städtchen, über welche nackte, prächtig beleuchtete und wild gezackte Sierrren an allen Seiten sich erheben. Alcala ist der morische Name mehrerer Städte in Spanien, unter denen die ehemals berühmte Universitätsstadt Alcala de Henares, nordöstlich von Madrid gelegen, die bekannteste ist. Alcala la Real ist nur klein, war aber früher eine überaus starke Festung der Moren. Die vortreffliche, dicht am Eingang der Stadt gelegene (neue) Posada de San Antonio, woselbst wir abstiegen, kann sehr empfohlen werden.

Obgleich bis auf's Äußerste ermüdet von der anstrengenden Tagereise, wollte ich doch, da es noch früh am Tage war, nicht versäumen, zu der Mota hinaufzusteigen und dieses höchst merkwürdige morische Castell in Augenschein zu nehmen. José wollte mein Führer sein. Durch eine steile Gasse, die unmittelbar hinter der Posada am Berge emporführte, gelangten wir bald auf die Höhe und zu den von wildem Gestrüpp umwucherten äußeren Mauern des Castells. Der Schlüssel einer Pforte, die in die inneren Räume führt, mußte in einer kleinen Hütte vom Sakristan, der zugleich das Amt des Todtengräbers versteht, erbeten werden. Durch ein schönes, sehr gut erhaltenes Thor mit prächtigem Hufeisenbogen, dem Thor der Gerechtigkeit nicht unähnlich, gelangten wir in einen schmalen, von starken Mauern eingeschlossenen, am Abhange sich sanft hinaufziehenden Weg, der auf das von alten Thürmen und Mauern bedeckte obere Plateau führte. Hier soll früher die ganze Stadt gestanden

haben, eingeschlossen von den Mauern des Castells, muß aber dann jedenfalls nur sehr klein gewesen sein. Gegenwärtig ist Alles mit Trümmern bedeckt. In der Mitte erhebt sich die Ruine einer schönen gothischen Kirche, deren Wände vollständig erhalten und zum Theil noch mit alten Fresken bemalt sind. Das Dach derselben bildet der blaue Himmel. In dem von den Mauern der Kirche umschlossenen Raume befindet sich gegenwärtig der Kirchhof von Alcalá, und ein widriger Modergeruch kam in den unheimlichen, feuchten Räumen uns entgegen. Eine kleine daneben befindliche, besser erhaltene Kapelle wird, wenn ich nicht irre, jetzt noch zum Gottesdienst benützt. Ein großer freier Platz an der Südwestseite des kleinen Plateau's war mit üppigem Gras und wildem Gestrüpp bedeckt, in das man bis an die Kniee hineinfiel. Prachtvoll in der That war die Aussicht, die von dieser Höhe nach allen Seiten hin sich darbot. Zum letztenmal konnte ich hier einen Abschiedsblick auf die Sierra Nevada werfen. Die Schönheit der Lage von Alcalá kann hier erst, wo man alle die kornbedeckten Hügel beherrscht und die dahinter liegenden Sierren in voller Pracht hervortreten, gewürdigt werden. Leider gestattete meine große Ermüdung mir nicht, mit der Muße, welche der schöne Punkt verdiente, seiner Betrachtung mich zu widmen, und da mein Gedächtniß in Betreff seiner Einzelheiten mir keine sicheren Anhaltspunkte mehr gewährt, muß ich auf eine nähere Beschreibung verzichten.

Noch ein Punkt war in Alcalá zu erledigen, ehe ich der ersehnten Ruhe mich überlassen konnte. Da

Der folgende Tag ein Sonntag war und ich daher die heilige Messe lesen wollte, mußte die Erlaubniß dazu bei dem sogenannten Gobernador eingeholt werden. Alcalá gehört zum Bisthume Jaen, das gegenwärtig vacant war. Der Administrator der Diöcese, Gobernador genannt, hatte hier seine Wohnung. Er war der einzige, dem höheren Klerus angehörige Geistliche, mit dem ich auf meiner Reise in Berührung gekommen. Ich wurde freundlich und höflich von ihm empfangen; ein längeres Gespräch, als eben nothwendig war, verbot aber die späte Abendstunde und meine eigene Ermüdung. Der äußerst freundliche und zuvorkommende Wirth der Posada hatte mich selbst zur Wohnung des Gobernador geführt. Im Allgemeinen muß ich bemerken, daß es mir in Alcalá sehr wohl gefallen hat. Ich habe nirgends in Spanien so gute, ausdrucksvolle und charakteristische Gesichter bei den Leuten gesehen. An der Thür der Posada saß ein ehrwürdiger 93 Jahre alter Bettler. Ein gewisser sinniger Ernst war überall auf den ausdrucksvollen Physiognomien zu lesen. Alcalá scheint ein stilles, abgelegenes Städtchen zu sein, das vom Einfluß moderner Civilisation und den Übeln, die in ihrem Gefolge zu sein pflegen, noch ziemlich unberührt geblieben. Wahrhaft erbaulich war das Benehmen der Leute in der Kirche, als ich am anderen Tage in frühester Morgenstunde in der neben der Posada liegenden Kirche San Antonio die heilige Messe las. Sie war ziemlich gefüllt; bei der Wandlung schlug Alles mit Geräusch an die Brust und ließen sich dieselben, aus dem innersten Herzen kommenden

Laute vernehmen, mit denen unser polnisches Volk in Oberschlesien seine Andacht zu erkennen giebt. Der Ministrant war eine in einen braunen Mantel gehüllte, mit feierlicher Grandezza fungirende Gestalt. Die Wirthsleute nahmen wieder am Gottesdienst Theil und ihre Posada war eine der besten, die ich bisher angetroffen, wenn gleich un poco carito.

Wider Erwarten fand ich mich weniger ermüdet, als ich befürchtet hatte, und der Ritt aus Alcalá hinaus in der herrlichen Morgenluft war höchst angenehm. Man genießt unmittelbar hinter der Stadt einen Blick in ein schönes Felsenthal, das von den Strahlen der Morgensonne prächtig beleuchtet wurde. Im Übrigen war die Gegend, die wir an diesem Morgen durchritten, echt spanisch, d. h. ziemlich öde und einförmig. Stoppelfelder, die über und über mit kleinen gelbblühenden Disteln bedeckt waren, wild zer-riffene nackte Sierran in der Ferne, mitunter eine tiefe Schlucht (barranco), die zu durchsetzen war, beständige subidas und baxadas und zuweilen einige schöne Fernsichten, dies dürfte den Hauptcharakter der langen und öden Strecke bezeichnen, die man von Alcalá nach Baena, ohne, außer einigen halb zerfallenen Meierhöfen, irgend eine Ortschaft anzutreffen, zurücklegen muß. Der Weg war schlecht und steinig, und um der Barrancos willen, die durchsetzt werden mußten, sehr beschwerlich. Die erste dieser Schluchten hieß el barranco salado, weil der Bach, der in der Tiefe fließt, salziges Wasser haben soll. Wir befanden uns plötzlich an einem furchtbaren Abgrunde, der wie

eine ungeheurere Erdspalte sich vor uns eröffnete. An dem steilen, fast senkrechten Felsenabhange wand sich der steinige Weg in die Tiefe, um dann auf der andern Seite wieder lang und mühsam emporzusteigen. Wir mußten hier absteigen und unsere Pferde am Zügel führen. Die Höhe der beiden Wände des Barranco mochte wohl über 300 Fuß betragen. Um die jenseitige steile Höhe zu erklimmen, war wiederum lange Zeit nöthig, doch konnte man dabei aufsitzen und dem sicheren Tritte der Pferde vertrauen. Wir geriethen hier unter eine Ziegenheerde, die an dem jähen Felsenabhange weidete, und wechselten einige freundliche Worte mit ihrem Hirten. Das Durchsetzen dieser wilden Schlucht hatte uns eine gute halbe Stunde aufgehalten.

Auf der Höhe des anderen Abhanges angekommen, gelangten wir in eine weite Hochebene, wo der gute, ebene Weg, nachdem wir durch etwas Brod und Wein uns gestärkt, einen munteren Trab zuließ. Doch nicht lange dauerte das schnelle und bequeme Fortkommen. Bald mußten wir über ein weites Stoppelfeld (José, der die Gegend genau kannte, wollte dadurch den Weg abkürzen) einen tiefen Abhang ohne jeden sichtbaren Weg niedersteigen, um in ein Thal zu gelangen, in dem ein ziemlich breiter, wasserreicher Fluß strömte, dessen Ufer von Weidengebüsch eingeschlossen waren. Nachdem José die Furt aufgefunden, und unsere Thiere durch einen Trunk sich erquickt, wurde der etwa zwei Fuß tiefe Fluß a vado durchsetzt. Er durchströmt ein ödes, von nackten Felsen eingeschlossenes Barranco, in welchem

die am Ufer wachsenden Weiden und Tamarinden die einzige Vegetation sind. Ein sehr steiler und schmaler Pfad wand sich nun wieder aus dieser Schlucht in die Höhe, wo die von den nackten Felsen zurückprallende Sonne furchtbar braunte und ich es vorzog, wegen des linker Hand gähnenden Abgrundes abzustiegen und mein Pferd am Zügel zu führen. Auch diese Guesta hielt uns lange auf. Noch war eine weite, öde Strecke zu durchziehen, ehe wir Baena erreichten. Doch bot dieselbe, obgleich sie höchst einsam und verlassen war, und wie mir José nachträglich gestand, eben wegen ihrer Einsamkeit nicht ganz geheuer sein sollte, mehrere schöne Aussichtspunkte dar, da der Weg sich immer auf der Höhe erhielt und einen weiten Horizont beherrschte. Die Sierra Nevada war freilich nicht mehr sichtbar und bereits längst hinter ihren Vorbergen verschwunden; aber malerische, zerrissene, und wie es schien sehr hohe Felsgipfel tauchten überall am Horizont empor. In einem Thale, das rechts vom Wege in der Ferne sichtbar war, zeigte sich ein kleiner See, dessen Ufer schneeweiße Ränder hatten, ohne Zweifel ein Salzsee. Sein Anblick in dem dürren, unfruchtbaren Thale war öde und traurig. Links sahen wir auf einem Berggipfel in ziemlicher Entfernung das Städtchen San Luque liegen. Dieser malerische Ort kletterte wie ein Adlernest in der Höhe. Von Zeit zu Zeit erblickten wir auf den Höhen einsame, zerfallene morische Warttürme (atalayas), und kamen auch an einem derselben unmittelbar vorbei, der hier den Dienst eines Meilensteines vertrat, da von ihm

bis Baena noch grade eine Legua gerechnet wird. Obgleich wir, wo es immer anging, ziemlich scharf zuritten, kamen wir doch erst um zwölf Uhr Mittags nach Baena, das sich sehr schön am Abhange eines Berges mit seinen schneeweißen Häusern präsentirt, in den Morenkrügen oft erwähnt wird und eine starke Feste gewesen zu sein scheint, gegenwärtig aber nichts Merkwürdiges besitzt. Unmittelbar vor der Stadt verwandelt sich der Weg wieder (wie bei Alcalá) in eine schöne breite Straße, auf der man den nicht unbedeutenden Berg hinaufgelangt, der zum Stadthor führt. Die Hitze war hier fast unerträglich und der Schatten der Posada ungemein willkommen. Dieselbe war voll von Arrieros und Zigeunern und besaß alle Unbequemlichkeiten einer spanischen Posada ohne eine einzige ihrer guten Eigenschaften. Der schweigsame Wirth war finster und verschlossen, hatte ein Gesicht, dem man nicht gern allein begegnet wäre, und schien im Voraus zu berechnen, wie er uns am Besten pressen könne, was er auch nach Kräften (wenn auch nicht so arg wie in Aspe) gethan hat. Die ganze Posada hatte etwas Unheimliches und Unbehagliches, so daß ich froh war, sie bald wieder verlassen zu können.

Die drei Leguas, die wir am Nachmittag zurücklegten, führten durch eine freundliche, gut angebaute, größtentheils ebene Gegend. Die Berge blickten nur von Ferne, in allem Glanze ihrer schönsten Nachmittagsbeleuchtung prangend, hernieder. Da mich ein unerträglicher Durst quälte, so frugen wir einen, von einem mit Gebüsch bewachsenen Hügel, auf dem eine

kleine Hütte stand, herunterkommenden Mann, ob dort oben wohl Wasser zu haben sei. Er war zufällig der Eigenthümer der Hütte selber, lud uns sofort in seine Wohnung ein, zu der wir auf halsbrechendem Wege hinaufritten, und erquickte uns durch vortrefflich kühles Wasser aus einer irdenen jarra (Wasserkrug). Weder Bezahlung wollte er dafür annehmen, noch auch einen Schluck Baldepeñas aus unserer Bota, da er niemals Wein trinke. José versicherte mich, daß es in Andalusien sehr viele Leute gäbe, die einen natürlichen Abscheu vor dem Wein hätten und ihn nie über ihre Lippen brächten. Von dem Gipfel einer Anhöhe, die wir bald nachher erreichten, erblickten wir im fernen Norden zum ersten Mal den langgestreckten Rücken der Sierra Morena, welche Andalusien von der Mancha und Castilien trennt. Bald gelangten wir dann in das fruchtbare Thal des Guadajoz, eines der bedeutendsten Nebenflüsse des Guadalquivir, dessen Lauf von üppigem Gebüsch bezeichnet war. Eine schöne Huerta breitet sich hier aus, und das freundliche Städtchen Castro del Rio, das Ziel unserer heutigen Tagereise, zeigte sich am Fuße eines Abhanges, malerisch von einem alten Castell überragt. Vom Flusse her tönte das einförmige, melancholische Geseufz mehrerer Norien (Schöpfräder), welche sein Wasser in die Huerta des Thales ableiten. Eine alte, sehr schmale, steinerne Brücke führte uns über den ziemlich breiten Fluß in das Städtchen, dessen Posada zwar miserabel genug, aber von braven Leuten unterhalten war, so daß

man bei mäßigen Ansprüchen sich immerhin behaglich fühlen konnte.

Mein erstes Geschäft war hier wiederum die Nieveria aufzusuchen, um für meinen unauslöschlichen Durst eine Erquickung zu finden, welche das laue Wasser der Posada nicht gewähren konnte. Bei dieser Gelegenheit mußte ich einen Theil des Städtchens durchwandern, das mit seinen abschüssigen, am Berge sich hinaufziehenden Gassen, den kleinen niedlichen Häusern, die zuweilen von einem mächtigen Weinstock umrankt sind, einen schönen ländlichen Eindruck macht. Bei der Nieveria war ein kleiner Garten befindlich, aus dem man eine reizende Aussicht in das Thal genoß. Die prächtige Abendbeleuchtung, welche das Thal erfüllte, und der Friede, der über dem ganzen Städtchen lag, versetzten mich an diesem reizenden, kleinen Orte in eine sehr behagliche Stimmung. Die Straßen von Castro del Rio waren voll von geputzten Landleuten, an denen ich die schöne andalusische Tracht in ihrem Sonntagsglanze betrachten konnte. Sogenannte „Honoratioren“ scheint es in diesem Städtchen kaum zu geben. Besonders eigenthümlich sind die ledernen Beinschienen der Männer, die mit den zierlichsten gepreßten Figuren versehen und mit ledernen Fransen und Quasten verziert sind. Ihre kurze Jacke ist mit silbernen Knöpfen besetzt, deren Stelle auch zuweilen andere Figuren einnehmen. So hatte mein José an derselben zwei Reihen winzig kleiner silberner Messer, die an Ketten befestigt waren, hängen. Der ältliche Wirth der Posada in Castro del Rio, der

beständig auf einem Strohsessel unter dem Thore saß, war ein wahres Musterbild eines ehrwürdigen andalusischen Landmannes, und durch sein Phlegma, das ihn veranlaßte, sich so wenig als möglich um seine Gäste zu bekümmern, vor allen anderen Wirthen ausgezeichnet.

Am folgenden Morgen wurde ich schon um drei Uhr von meinem munteren José geweckt mit dem Rufe: *El luzero ya ha subido!* d. h.: „Der Morgenstern ist schon aufgegangen!“ Und in der That stand dieser prachtvolle Stern im schönsten Glanze am östlichen Himmel, obgleich es noch völlig Nacht und von der Morgenröthe noch nichts zu sehen war. Mit dem ersten Grauen des Tages machten wir uns, nach eingenommener Chocolate, auf den Weg. Das Reiten ging immer besser, je länger die Reise dauerte und gefiel mir nunmehr, nachdem die erste Ermüdung überwunden war, ganz gut. Man fühlt sich in der That in der Frische eines andalusischen Morgens recht wohl auf „Rosses Rücken“, wo man sich überall frei umsehen kann und sich einer Art von Superiorität bewußt ist, die weder der Fußgänger noch der im Wagen Fahrende beanspruchen kann. Nachdem wir eine bedeutende Cuesta überstiegen, von deren Abhänge man einen schönen Rückblick auf das Thal genoß, in welchem die Dämmerung noch mit dem ersten Licht der Morgenröthe kämpfte, ging es meist am Abhänge der Hügel weiter, die das rechte Ufer des Guadajoz begränzen, und zuweilen führte der schmale Pfad an Abgründen hin, die etwas beunruhigender Natur waren,

obgleich ich von der Sicherheit des Trittes meines Pferdes mich schon hinlänglich überzeugt hatte. Mitunter stiegen wir auch auf kurze Zeit in das Thal nieder, das von grünen Wiesen, von Weiden- und Tamarindengebüsch erfüllt, und im Allgemeinen gut angebaut war, während die Abhänge der Hügel entweder nackte Felsen, oder mit Stoppeln bedeckte Felder darboten. Höchst charakteristisch auf diesem Wege war das melancholische Seufzen der vielen vom Flusse getriebenen Morien, welches aus dem Thal zu uns herauftönte, und das einen eigenthümlichen, fremdartigen Eindruck macht. Oft sind es fast musikalische Töne, die wie ein langgedehnter Choral, oder wie das starke Summen von Mücken klingen. Jede dieser Morien seufzt aus einem anderen Tone, vom höchsten Tenor bis zum tiefsten Baß. In der Nacht müssen diese feierlichen Töne etwas Schauerliches haben, besonders für Denjenigen, der ihren Ursprung nicht kennt, und es würde nicht viel Phantasie erforderlich sein, um einen kläglich seufzenden Geisterchor unter ihnen sich einzubilden. Nachdem wir mehrere Stunden am Abhange dieser Hügel hingeritten, verließen wir das Thal des Guadajoz, und mußten nun eine felsige, mit Gebüsch von immergrünen Eichen erfüllte Schlucht durchsetzen, die früher der Schauplatz vieler Räubereien und als solcher bei den Maulthiertreibern übel berüchtigt war. *Aquí han robado mucho!* *) rief José, als wir das verhängnißvolle Thal passirten, wo hinter

*) „Hier hat man viel geraubt!“

talischen Mekka, unter seiner Chalifenherrschaft in's Gedächtniß, wo sie das Ziel von unzähligen Caravanen muhamedanischer Pilger war, die bis aus dem Inneren von Afrika hierher wallfahreteten und vielleicht denselben Weg einst dahergezogen kamen, auf dem wir gegenwärtig uns Cordova näherten. Um die Stadt zu erreichen, war es nöthig, wohl eine gute halbe Stunde lang, den mächtigen Bergabhang niederzusteigen, wo die andalusische Sonne in all' ihrer Gluth auf uns niederbrannte, und die Nähe der längst verschwundenen Sierra Nevada schmerzlich vermissen ließ. Endlich erreichten wir das mit hohen Bäumen besetzte Ufer des Guadalquivir, der hier weder besonders breit noch tief ist, und sein schmutzigbraunes Wasser träge dahinwälzt. Eine hier befindliche Fähre setzte uns und unsere Rosse über den Fluß. Dann mußten wir noch eine Viertelstunde zwischen üppiger Huerta, aber ohne je ihren Schatten genießen zu können, dahintraben, ehe wir das Thor erreichten, woselbst ich von der Visitation meines Gepäcks mittelst einer Peseta mich loszukaufen genöthigt war. Das Innere von Cordova steht keineswegs großstädtisch aus. Die Straßen waren ziemlich öde und verlassen (wohl der Hitze wegen), die gelblich angestrichenen Häuser haben fast alle nur einen Stock, das Pflaster ist weniger als mittelmäßig. Einen höchst sonderbaren Eindruck macht der ganz orientalische Hauptplatz (Plaza de la Constitucion), der einen bedeutenden Umfang hat und von vier mit dreifachen Arkaden zierlicher Säulen versehenen, ganz regelmäßigen, großen Gebäuden eingeschlossen

wird, wie jener Platz in Murcia, den ich oben beschrieben habe. Durch mehrere enge Gassen uns hindurchwindend, gelangten wir endlich in die vortreffliche, höchst elegante Fonda, wo ich zunächst meinen glühenden Durst stillte, ein Frühstück einnahm und eine mehrstündige Siesta hielt, um am Nachmittag ausgeruht und neugestärkt, die Merkwürdigkeiten von Cordova in Augenschein nehmen zu können.

Die Fonda, in der ich abgestiegen war, zeichnet sich durch einen sehr schönen, mit zierlichen Säulen geschmückten, und zu gleicher Zeit als Comedor und als Caffeehaus dienenden inneren Hofraum aus, der durchaus orientalischen Charakter hat, und höchst zierlich und geschmackvoll decorirt ist. Der einzige Uebelstand war der Mangel an wirklich frischem, zur Stillung des Durstes geeigneten Wasser, ein Uebelstand, der zwar in Spanien fast allgemein ist, den man aber in Cordova um so mehr empfindet, wo einst eine herrliche römische Wasserleitung, die man muthwilliger Weise zerstört hat, die Stadt mit vortrefflichem Trinkwasser versorgte, und zur Zeit der Araber, wie in Granada, ein wahrer Überfluß an diesem nothwendigen Lebensbedürfniß, dessen Werth man erst in diesem heißen Klima schätzen lernt, vorhanden war. Dieser Mangel an Wasser, der sich jetzt an so vielen Orten in Spanien in höchst empfindlicher Weise geltend macht, wo er früher durchaus nicht vorhanden war, ist ein sehr bedeutsames Zeichen des zunehmenden Verfalles und der Vernachlässigung der nothwendigsten Culturbedingungen, und er kann, wenn ihm nicht ent-

gegengewirkt wird, was mit leichter Mühe zu bewerkstelligen wäre, noch die nachtheiligsten Folgen für den materiellen Wohlstand herbeiführen und Spanien allmählig in eine afrikanische Wüste verwandeln. Unter den Arabern war es anders. Auch Cordova ist ein trauriges Bild des materiellen Verfalles, der im Süden von Spanien auf die blühende Morenherrschaft gefolgt ist. Einst hatte diese Stadt (unter Abderrhaman II.) eine Million Einwohner, 300 Moscheen, 900 öffentliche Bäder und 600 Herbergen, und wetteiferte an Glanz und Wohlstand mit Bagdad und Damascus. Während fast das ganze Abendland in Barbarei und Unwissenheit versunken war, blühte Cordova unter der Herrschaft des Halbmondes als der Mittelpunkt der Civilisation und der Sitz der Wissenschaften. Seine berühmte Universität war die Lehrerin des christlichen Abendlandes in der Medicin, der Mathematik, der Astronomie, der Musik und selbst der Philosophie, die dort von jenen berühmten Commentatoren des Aristoteles gepflegt wurde, die der christlichen Scholastik und selbst einem heiligen Thomas als gewichtige Autoritäten galten. Averrhoes, der berühmteste unter ihnen, der schlechtweg „der große Commentator“ genannt wurde („Averrois, che 'l gran comento feo“, Dante, Inf. IV, 144), war aus Cordova gebürtig und lehrte in Cordova. Doch es scheint ein Fluch auf dieser Civilisation gelegen zu haben; so schnell sie emporgeblüht war, eben so schnell verschwand sie auch wieder, und heute ist Cordova von seiner einstigen Höhe zu einer unbedeutenden Provinzialstadt von nur 38,000 Ein-

wohnern herabgesunken, welche meist nur Maulthierdecken, andalusische Hüte und Corduanleder verfertigen, welches letzteres von seiner ehemaligen Berühmtheit unter den Arabern kaum noch einen Schatten bewahrt hat. Gleichwohl muß Cordova auch jetzt noch zu den merkwürdigsten und interessantesten Städten Spaniens gezählt werden, und in seiner Mezquita (der heutigen Cathedrale) besitzt es ein Monument, das, wie der Alhambra in Granada, einzig in seiner Art in der Welt dasteht, und für sich allein eine Reise nach Spanien werth wäre.

Josè, der in Cordova hinreichend bekannt war, hatte sich zum Führer bei meinen Wanderungen durch die Stadt erboten; in seiner Gesellschaft trat ich daher nach gehaltener Siesta zunächst den Weg nach der Cathedrale an. Durch einige enge Gassen gelangten wir bald zu ihrer äußeren Ringmauer, die wie bei allen arabischen Gebäuden nichts weniger als die innen verborgene Pracht ahnen läßt. Sie erhebt sich kaum ein wenig über die Höhe der gewöhnlichen Häuser, und zeigt eine rohe, gegenwärtig mit gelblicher Farbe angestrichene Mauer, aus der in regelmäßigen Zwischenräumen kleine, viereckige Strebepfeiler herauspringen, und die von einer einfachen Mauerkrone, deren Zinken pyramidenförmige, ausgezackte Dreiecke bilden, geziert wird. Diese Figur scheint bei den Moren eine besondere Bedeutung gehabt zu haben, da sie in ihren Zierrathen und Arabesken (namentlich auch in den Azulejos der Säle des Alhambra) sehr häufig vorkommt, obgleich sie ziemlich plump aussieht, und sich

keineswegs durch besondere Schönheit und Zierlichkeit empfiehlt. Ich habe ihre Bedeutung einmal erklären gehört (wenn ich nicht irre von Mateo Ximenes), sie aber leider wieder vergessen. Zwischen den Strebebepfeilern befinden sich mehrere Pforten, deren die Moschee im Ganzen neunzehn hat, die alle von einem schönen Hufeisenbogen überwölbt sind, der wieder von einem großen Viereck umschlossen wird, dessen innerer Raum mit den zierlichsten Arabesken geschmückt ist. Man kann sich eine Vorstellung von der Größe der Moschee machen, wenn man diese äußere, im Quadrat herumlaufende Ringmauer umgeht, welche kein Ende nehmen will und überall dieselbe einfache Gestalt zeigt. Nur auf der Seite, an welche sich der schöne Hof, der Drangen anschließt, fehlen die kleinen Strebebepfeiler und ist die Architektur der Mauer noch etwas zierlicher. Nachdem wir die Arabesken und Hufeisenbogen mehrerer Thore betrachtet hatten, traten wir durch eines derselben, welches allein geöffnet war, in's Innere. Der Anblick, der den Eintretenden hier empfängt, ist in hohem Grade sonderbar und überraschend. Man befindet sich in einem förmlichen Walde niedriger Säulen, die von doppelten, rohgemauerten Hufeisenbogen überwölbt und durch dieselben miteinander verbunden sind, und nach allen Richtungen hin in weite Ferne sich verlieren, so daß man keineswegs im Stande ist, ihr dunkles Dickicht mit dem Auge zu durchdringen und das Ende ihrer Arkaden abzusehen. Diese Säulen, 854 an der Zahl, bilden, in regelmäßigen Reihen nebeneinander stehend, 57 Schiffe, die in allen